Schopenhauer, Kafka, Pessoa und Batman – Tao Lin und die absurde Alltäglichkeit

Mehr als ein Nervenspiel: Tao Lins 2007 erschienener Debütroman *Eeeee Eee Eeee* frustriert, überrascht und begeistert zuletzt. Eine Leseempfehlung | *von Moritz Müller-Schwefe*

Der Autor Tao Lin, schrieb Florian Kessler im letzten Dezember in der *Süddeutschen Zeitung*, zelebriere in seinem neuesten Buch *Taipeh* dauernd scheinbar banal das aktuelle digitale Leben. Die Kollegen aber, schrieb Kessler weiter, hätten für Tao Lin nichts übrig. Dafür aber zum Beispiel umso mehr für das epische Werk des Norwegers Karl Ove Knausgård. Stimmt. Kaum ein zeitgenössischer Autor um die dreißig, scheint es, provoziert so gespaltene Leserreaktionen wie Tao Lin. Karl Ove Knausgård hingegen ist so etwas wie der allseits geliebte Poet der Stunde. *Taipeh* ist großartig, das vorneweg. Mindestens ebenso großartig aber ist Lins erster Roman: *Eeeee Eee Eeee*. Der Klappentext verspricht Tiere, die Elijah Wood niederknüppeln, eine zerstörte Domino's-Filiale und den amerikanischen Präsidenten in einem Sushi-Restaurant. Fasziniert und ratlos klickt man sich vor der Lektüre durch Leseeindrücke und Kundenrezensionen. Umstrittener Autor um die dreißig? Kostprobe? Bitte! „Dumbest book ever", „Hipster pretention at its absolute worst", „Tao Lin's fiction contributes to pain and suffering". Oder aber: „*Eeeee Eee Eeee* is an American masterwork, I hope my grandchildren will read it", „it is as exciting as it is experimental". Das macht neugierig. Das erste Drittel des Buches fühlt sich aber ungefähr so an:

Matt comes and stares then slowly goes away. Andrew laughs. He likes Matt. If Andrew makes a movie Matt will be in every scene in the background staring. The trailer will be two Minutes of Matt's face.

Es ist tatsächlich, als ob man einen Kinotrailer sieht, in dem einem zwei Minuten lang das Gesicht eines gelangweilten Franchise-Filialleiters gezeigt wird. Lins Redundanz treibt den Leser schon nach wenigen Seiten an den Rand des Aushaltbaren. Kaum schlägt man das Buch auf, liest man Sätze wie:

„I hate faces." Except Sara's. Every face should be like Sara's face. That would be scary. If aliens looked like Sara Andrew would hug them and feel calm. Aliens should look like Sara. Andrew should look like Sara. Then Sara would look like Andrew and things would be reversed. The waitress comes back. Steve stares at Andrew. Andrew stares at Steve.

So geht das weiter. Die ersten hundert Seiten machen wahnsinnig. Zeitweise möchte man das Buch einfach zuschlagen und irgendwo in den Stapel stecken, aus dem man es gezogen hat. Wirklich – es frustriert und macht wütend, indem es anscheinend gezielt zu Tode langweilen will. Die Story ist dementsprechend nicht der Rede wert. Der Schauplatz? Die USA. Irgendwelche Straßen und Häuser in den

Groß- und Kleinstädten des Kontinents. Der Protagonist? Das ist Andrew, der für Matt Pizza ausliefert und Sara nachtrauert.

Andrew works at Domino's, a more cutting-edge version of Pizza Hut. He should quit. He wants to quit his life like a job. He is writing a book of stories about people who are doomed.

Andrew ist Mitte zwanzig. Er ist heftig depressiv und desillusioniert. Alle zwei Minuten stellt er fest, dass es für ihn keine Zukunft gibt. Ach so – und er schreibt, ab und zu jedenfalls. Bevor er wieder anfängt, stundenlang Icons auf dem Desktop hin und her zu schieben. Sein Boss Matt, sein Kumpel Steve, Steves Schwester Ellen und auch Andrews Ex Sara sind nicht besser dran. Auch sie leben vor sich hin, ohne Zukunft, in Florida, Seattle oder New York. Sie arbeiten und schlafen, sie fahren mit dem Auto irgendwohin und essen irgendwas, sie treffen und betrinken sich, sie spielen Poker. Manchmal chatten sie miteinander, danach schlafen sie auf der Couch ein – mächtig deprimiert. Auch mit den „Ersatzreligionen" will es nicht recht klappen. Selbstoptimierung, Ökolifestyle und Kapitalismuskritik haben sie schon ausprobiert:

He used to think things like, This organic soymilk will make me healthy and that'll make my brain work better and that'll improve my writing. Also things like, The less I eat and the less money I spend on publicly owned companies the less pain and suffering will exist in the world. Now he thinks things like, It is impossible to be happy.

Doch es sind diese Passagen des Buches, wegen denen man es dann wieder aus dem Stapel herausziehen und weiterlesen möchte. Denn ab und zu tut sich in den banalen, den ewig wiederholten Tagen, Handlungen, Gedanken und Sätzen der Protagonisten eine ungeahnte Tiefe auf. Dann liest man die ganze Seite nochmal. Bio-Sojamilch, Hirnkapazität und kapitalistische Ausbeuter? Das hat doch irgendwie mit mir zu tun. Denkt man und blättert zurück, um sicher zu gehen, dass man nichts übersehen hat. Hat man aber nicht. Und so stolpert man weiter durch die Trostlosigkeit der Protagonisten, auf der Suche nach Sinn. Kein Plot, keine Action, dann aber Sojamilch, Pessoa, Batman, Schopenhauer und der Präsident der Vereinigten Staaten. Irgendwann sitzen sprechende Tiere mit Andrew und dem Präsidenten in einem Sushi-Laden und bestellen Fisch, während der mächtigste Mann der Welt so überraschend wie tiefgründig über Gott und die Welt, vor allem aber über Macht, Politik und Patriotismus monologisiert. Hat man bisher aufmerksam genug gelesen? Steckt da noch mehr drin? Zurückblättern. Nochmal. Warum begeistert sich Andrews Kumpel Mark eigentlich für Pessoa, und was hat der mit Batman am Hut? Man ahnt es, Lin spielt mit Referenzen. Seine Verweise auf *high* und *low culture* lassen den Leser aufschrecken. War da was? Hat man angefangen, zu überblättern? Doch Lin jongliert nicht nur mit Referenzen. Er spielt ebenso mit unserer Aufmerksamkeit. Schon vor über zwanzig Jahren hat David Foster Wallace sie in seinem Aufsatz *E Unibus Pluram: Television and U.S. Fiction* als das neue „soziale Kapital" bezeichnet. Und dieses wertvolle Kapital, so Foster Wallace, wolle man auf keinen Fall verschwenden. – Das galt für die Zeiten des Kabelfernsehens und

gilt umso mehr für das Internetzeitalter. Das digitale Leben? Da ist es. Irgendeinen Content auf Referenzen scannen. Überhaupt: Scannen. Und wegklicken. Wäre Lins Buch ein Blog, die Versuchung wäre groß: Man würde schnell zu scrollen anfangen. Man würde nach Links suchen. Pessoa und Kafka googeln und auf eine Rezension des *Spiegels* stoßen, in der Lin als „Kafka der Generation Facebook" bezeichnet wird. Doch Lins Buch ist kein Blog. Und sein Autor nicht unbedingt Kafka, sondern vor allem ein aufregender Jungschriftsteller. Vielleicht einer von denen, die Wallace 1993 im gleichen Aufsatz meinte, als er von den „next real literary *rebels*" sprach.

The new rebels might be the ones willing to risk the yawn, the rolled eyes, the cool smile, the nudged ribs, the parody of gifted ironists, the „How banal." Accusations…

Die von Foster Wallace hier beschriebene Strömung wird allgemein als *New Sincerity* beschrieben. Tao Lin, heißt es in zahlreichen Foren, sei einer ihrer wichtigsten literarischen Vertreter. Das mag stimmen. Und doch, scheint es, kann auch die Kategorie, so wie sie Wallace begreift, Lins Schreiben nicht endgültig fassen. Zu sehr treibt der junge Amerikaner diese *New Sincerity* in die Höhe, zu sehr spielt er mit dieser neuen, dieser langweilenden wie nervenaufreibenden Ernsthaftigkeit. Er steigert ihren Effekt ins Absurde – und zwingt damit zu einer Reaktion. Mindestens zu Ablehnung. Das macht im übrigen auch Roy Andersson in seinem grandiosen Film *Eine Taube sitzt auf einem Zweig und denkt über das Leben nach*. Andersson zeigt Bilder, die das Kinopublikum nicht gewöhnt ist. Es sind völlig ernsthafte, alltägliche Bilder – alle. Schon das erste zum Auftakt des Films: Ein älterer Mann betrachtet ein paar ausgestopfte Tiere in einem Museum, während seine Frau auf ihn wartet. Die beiden sind in aller Banalität dargestellt: alt, faltig, traurig. Sogar die ausgestopfte Taube wirkt lebendiger als sie. Das liegt zuletzt vielleicht vor allem an ihren bleich-geschminkten Gesichtern – aber eben auch an der Art der Aufnahme. Andersson zeigt uns die Szene eine gute Minute lang. Sie wird völlig unerträglich, absurd. Irgendwie muss man reagieren. Man beginnt zu lachen und entscheidet sich damit für die erste der beiden gleichermaßen erbärmlichen menschlichen Reaktionen auf eine derartige Provokation. Die andere wählt später der Sitznachbar. Er geht. Anderssons Film ist grandios, indem er dem Zuschauer den Spiegel vorhält. Er zeigt ihm seinen völlig limitierten Reflex auf menschliche Durchschnittlichkeit, auf Alltäglichkeit, Tristesse und Leid. Der Zuschauer lacht – oder geht. Egal wie: Er verweigert sich. Und dieser Reflex ist im Grunde genauso absurd wie die gezeigte Szene. Nur zum Vergleich: Andrew würde uns im Trailer seines Films zwei Minuten lang Matts Gesicht zeigen. Das muss man sich mal vorstellen. Unerträglich, oder? Die Ähnlichkeiten zwischen Anderssons Film und Lins Buch sind jedenfalls erstaunlich. Die, die nicht aus dem Kino rennen und die, die das Buch nicht zuschlagen und dahin zurückstellen, wo es her kam, machen weiter. Erst recht, wenn Regisseur und Autor beginnen, eine Fährte zu legen. Hier der philosophisch angehauchte Monolog des Scherzartikelverkäufers in einem mehr als existenzialistischem Set-

ting (karg Einrichtung, matte, gedeckte Farben), da die kurze Diskussion über Pessoa, Politik und Kunst, der Gedanke an Kafka und die Anspielung auf Salman Rushdie und Jhumpa Lahiri. Doch beide, Kinogeher und Leser, sind hilflos. Was, *verdammt*, ist die Botschaft? Der Film des Schweden macht immerhin bald deutlich, dass man sie vielleicht besser bei sich selbst suchen sollte. Lin macht das auch. Zum Glück. Nur eben eher später als früher. Vorher nimmt er den Leser nochmal kräftig auf den Arm – und das macht nach der späten Erleuchtung unglaublich großen Spaß:

A world without right and wrong invited you over, complained about you, and gave you cookies. Don't leave*, it said, and gave you a vegan cookie. It avoided eye contact, but touched your knee sometimes. It was the world without right or wrong. It didn't have any meaning. It just wanted a little meaning.*

Tao Lin: Eeeee Eee Eeee. Melville House 2007, 211 Seiten, ca. 18,– €.
Tao Lin: Gute Laune (vergriffen). DuMont Buchverlag 2009, 158 Seiten, 14,95 €. In deutscher Übersetzung von Stephan Kleiner

Folgt uns: